

Dr. Johannes Meyer 1799-1833 : zum 100. Todestag eines appenzellischen Vorkämpfers für Freiheit und Fortschritt

Autor(en): **Nägeli, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **212 (1933)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dr. Johannes Meyer 1799—1833.

Zum 100. Todestag eines appenzellischen Vorkämpfers für Freiheit und Fortschritt.

Von Dr. A. Nägeli, Trogen.

Nach den Stürmen der französischen Revolution und der Zeit Napoleons I. war eine Epoche der Erschlaffung und Ruhe gefolgt. Mengstlich waren die Regierungen darauf bedacht, den Geist der Revolution nicht mehr aufkommen zu lassen, und so wurden alle freiheitlichen Regungen im Keime erstickt. Ein rückschrittlicher, kleinlicher Geist, der manchmal die Form einer heuchlerischen Frömmerei annahm und gerne jede Regung des Volkswillens als Rebellion betrachtete, verbreitete über Europa eine Grabesruhe. Doch die Völker ließen sich nicht mehr so gutwillig lenken, wie vor der großen Revolution. Die Julirevolution von 1830 in Paris gab das Signal zu einer Reihe von Aufständen, in denen die letzten Reste mittelalterlicher Verwaltung und Wirtschaft hinweggefegt wurden und der moderne Staat mit seiner Gleichberechtigung aller Bürger, seinem Prinzip der Volkssouveränität, seiner Handels-, Gewerbe-, Niederlassungs-, Presse-, Rede-, Glaubens- und Gewissensfreiheit sich bildete.

Auch in der Schweiz regte sich mit den Zwanziger Jahren ein neues Leben, und es war bitter notwendig; denn auch hier herrschte der rückschrittliche Geist. Das Machtwort der Verfassung von 1815, die den engsten Kantönlicheit wieder aufleben ließ, die machtlose und ausländischen Anmaßungen gegenüber oft würdelose Tagelohnung, die autokratischen Allüren der Regierungen, gegenseitige Zollschikanen der Kantone, religiöse Unduldsamkeit und die kleinliche Beschränkung der freien Meinungsäußerung durch die Zensur, das alles forderte die Kritik in höchstem Maße heraus. Das kleine Appenzellerland darf sich rühmen, daß seine führenden Männer in diesem Kampfe an erster Stelle standen. Es erfüllt uns fast ein Gefühl des Neides, wenn wir auf jene Zeit der appenzellischen Geschichte zurückblicken. Seit dem 18. Jahrhundert war hier die Industrie immer mächtiger aufgeblüht und brachte dem fargen Bergland lohnenden Verdienst. Die Mouffelinegewebe und Stiefereien gingen in alle Welt. Groß war die Zahl der Ueberseer unter den appenzellischen Kaufleuten, und auch das geistige Leben blühte. Appenzeller waren es, welche die Ideen Pestalozzis verbreiteten, die Erneuerung des Volksgesanges ging von hier aus. Der bedeutende Johann Caspar Zellweger schuf wohlthätige Anstalten, die auch dem

Auslande als Muster dienten, und schenkte seinem Volke die erste wissenschaftliche Darstellung seiner Geschichte. Dr. Titus Tobler sammelte den appenzellischen Sprachschatz, wurde als Palästinaforscher berühmt und spielte auch im eidgenössischen politischen Leben eine Rolle. Und lag auch das Volksschulleben noch im Argen, so wurde doch auf private Initiative hin die spätere Kantonschule gegründet und sorgten zahlreiche Gesellschaften, darunter Lesegesellschaften mit 3. T. stattlichen Bibliotheken, und seit 1832 die Gemeinnützige Gesellschaft dafür, daß überall das geistige Leben geweckt und gefördert wurde, daß ein edler Sinn für Gemeinnützigkeit und Volkswohl lebendig blieb; aber auch die materiellen Interessen wurden berücksichtigt, Verbesserung der Landwirtschaft, der Verkehrswege, technische Neuerungen, Einführung neuer Erwerbszweige eifrig diskutiert, ausprobiert und verbreitet.

Es müßte uns wunder nehmen, wenn nicht auch die Presse eine entscheidende Rolle gespielt hätte, und hier steht Dr. Johannes Meyer an erster Stelle. Geboren am 15. September 1799 in der Gemeinde Wald, erwarb er sich die ersten dürftigen Kenntnisse in der ärmlichen Dorfschule, die der unersättlichen Lernbegierde des stillen, eingezogenen Jungen bald nicht mehr genügen konnte.

Ein starker religiöser Sinn trieb ihn zur Bibel, die in seines Vaters Hause den Ehrenplatz einnahm. Daneben studierte er, wie der junge Goethe, Arnolds unparteiische Kirchen- und Rezerhistorie, die später aus seinem Nachlaß in die Kantonsbibliothek Trogen kam. Bei Pfarrer Samuel Weishaupt, dem tatkräftigen Förderer des Gesangswesens, empfing er den Lateinunterricht. Beharrlicher Fleiß, ein ausgezeichnetes Gedächtnis, ständige Übung ließen ihn die lateinische Sprache so gut beherrschen, daß er später mit einem Universitätsfreunde von ausgezeichnete philologischer Bildung jahrelang einen lateinischen Briefwechsel unterhielt und „die Großwürdeträger unter den Dichtern Latiums, Vergil und Horaz“, seine Lebensbegleiter wurden. Darunter mußte freilich die Pflege der Muttersprache, trotz der Mahnung Weishaupts, zu kurz kommen. Erst später sah er den Wert derselben ein. Immerhin las er häufig und gerne deutsche Schriftsteller und Dichter, am liebsten Schiller und Seume. Es scheint aber,



daß er über dem anhaltenden Studium seine Gesundheit zu sehr vernachlässigt und sich den Keim zu seiner späteren Schwindsucht geholt habe. Uebergroße Bescheidenheit und Schüchternheit zeichneten den Knaben aus, den ein Naturarzt, wohl „ein dunkler Ehrenmann“, für die Heilkunst zu interessieren wußte. Man brachte ihn deshalb zu einem Wundarzt und Barbier nach St. Gallen in die Lehre. Allein dem Jungen paßte das Einseifen und Rasiren der Kunden nicht recht. Er genierte sich, wenn einer seiner „Waldler“ bei einem Besuche in der Stadt ihm zuschaute, und nach 8 Tagen schon lief er davon. Dr. Joh. Georg Schläpfer in Trogen, der eine der größten Naturaliensammlungen weit und breit besaß, nahm sich seiner an, gab ihm Bücher und wöchentlich einmal Unterricht in der Knochenlehre.

Im April 1819 reiste Meyer nach Tübingen, um an der dortigen Universität weiter zu studieren. Die damalige Studentenschaft, besonders die Burschenschaft, stand in einem erbitterten Kampfe gegen die herrschende Reaktion. Kurz vorher hatte der Burschenschaftler Sand den russischen Spion, Staatsrat Kozebue, ermordet; die Folgen waren: Aufhebung der Burschenschaft, kleinliche Maßnahmen der Regierungen gegen Lehrkörper und Studenten der Universitäten, Beschränkung der Lehrfreiheit und Verfolgung sog. „Demagogen“. Merkwürdig ist, daß Meyer, der spätere politische Kämpfer, in seinen Briefen und Gesprächen ganz selten über Politik äußert, vielmehr zurückgezogen seiner Wissenschaft und wenigen Freunden lebte, das laute Studentenleben mied und in seinem ganzen Wesen eine gewisse Weichheit und Wehmut, übergroße Gewissenhaftigkeit und selbstquälerische Zweifel zeigte. Die Ursache mochte wohl in dem schleichenden Uebel liegen, das seine Kraft vor der Zeit brach. Dieses Uebel zwang ihn auch, schon im Juli heim zu kehren, wo er in der gesunden Bergluft Stärkung seiner schwachen Brust zu finden hoffte. Da konnte man ihn denn zuweilen als Rübepfänger auf den Wiesen sehen, „die Geißel in der rechten und Suters „Flora helvetica“ (ein Pflanzenbestimmungsbuch) in der linken Hand haltend und abwechselnd benutzend“. — Im Januar 1820 war er wieder in Tübingen. Unter seinen Professoren zog ihn am meisten Autenrieth an, dem schon Dr. Schläpfer in Trogen sein Bestes verdankt hatte. „Er ist ein Mann von ungläublichen Kenntnissen und Erfahrungen in der Medizin.“ Uebrigens scheint Meyer jetzt auch am Studentenleben regeren Anteil genommen zu haben. Er bedauerte die Aufhebung der Burschenschaft; „denn ihr Zweck war edel, sie suchte soviel wie möglich allem Unwesen und dem unter den Studenten gewöhnlich rohen und ausgelassenen Tone zu steuern“. Er fühlte sich merklich gesunder und kräftiger. „Ich gebe mir ziemlich viel Bewegung, vornehmlich durch Fechten, worin ich mich ziemlich übe.“ Er wünschte, „noch recht lang Student zu sein; denn vor dem Philisterium ist's mir ordentlich bange“. Seine Briefe verraten steigende Anhänglichkeit an Tübingen, und wenn es ihm keine Mittel erlaubt hätten, so wäre er sicher

noch länger geblieben; aber er mußte zum Abschluß drängen, und Paris verhielt ihm soviel Ausgezeichnetes, daß er im Oktober 1820 dorthin übersiedelte, trotzdem er das Gefühl hatte, daß er erst die Vorhöfe des Tempels seiner Wissenschaft betreten habe. „Anderseits fängt es mich auch wieder gewaltig, wenn ich von den herrlichen medizinischen Anstalten in Paris höre, wo man fast alle menschlichen Krankheiten und Gebrechen beisammen findet, nicht zu vergessen der dort angehäuften Schätze aus allen Reichen der Natur.“ Er gehörte auch in Paris ganz seiner Wissenschaft an, mischte sich nicht in die Politik und bewunderte den berühmten Chirurgen Boyer in der Charité, der in zehn Minuten einen Schenkel fix und fertig amputierte, wozu man in Tübingen mit dem Verbands wenigstens eine Stunde gebraucht hatte. Dagegen fand Meyer die übrige Medizin einseitig und rückständig, trotz der trefflichen Anstalten, und die Behandlung der Kranken flüchtig und oberflächlich. Ganz leise meldete sich bei ihm das Heimweh. Er sah von seinem Fenster aus öfter einen alten, blinden Mann, von einem schmutzig-weißen Pudel geführt, der zu den zitternden Klängen einer abgenutzten Geige mit weicher, harmonischer Stimme sang. Das erinnerte ihn an den Gesang und die Orgeltöne seiner heimatlichen Kirche. Zarte Rücksicht auf seine Eltern, die ihn stets auszeichnete, bewog ihn, seine Studien abzuschließen, ohne den Doktorgrad zu suchen, obwohl er die für eine anständige Promotion erforderlichen Kenntnisse nach dem Urteile seiner Fachgenossen gehabt hätte.

Nach seiner Heimkehr praktizierte er zunächst in Wald, bis das blühende Kurpfuschertum ihm seine ärztliche Tätigkeit dort verleidete und er 1822 nach seinem Bürgerorte Trogen übersiedelte. Hier wandte er sich den öffentlichen Dingen zu und wurde Gemeindefreiwärter und Gemeindepfandmann. Von nun an galt seine Haupttätigkeit dem Kampfe für Wahrheit, Gerechtigkeit und Fortschritt, gegen träge Gleichgültigkeit, Vorurteil und Heuchelei. Es hieß nun, weitere Kreise seines Volkes in geistige Bewegung zu bringen, und das konnte nur durch eine Zeitschrift geschehen. Im Schoße der neugegründeten Vaterländischen Gesellschaft, an deren Spitze Männer wie Johann Caspar Zellweger, Pfarrer Weishaupt, der um das Schulwesen verdiente Dekan Frei, der temperamentvolle Gruber Pfarrer Walser, Ratschreiber Schefer in Herisau, der erste appenzellische Publizist, standen, reifte der Gedanke, ein Appenzellisches Monatsblatt herauszugeben, welche Aufgabe Meyer sofort an die Hand nahm. „Ueberzeugt, daß Offenkundigkeit ein ganz vorzügliches Mittel sei, ein Land vorwärts zu bringen, haben wir dieses Geschäft auf uns genommen; denn fortschreiten in der Bildung ist unserer Wunsch — Wahrheit, reine lautere Wahrheit soll unseres Blattes Stempel sein.“ Von 1825 bis April 1848 erschien dieses Blatt in monatlichen Lieferungen von je einem Bogen. Ohne sich in politische Streitfragen zu mischen, beschränkten sich Meyer und seine Mitarbeiter auf Berichterstattung über die öffentlichen Vorgänge, unterließen es aber nicht, stets im Sinne

der Aufklärung gegen Engstirnigkeit und Unduldsamkeit zu kämpfen, mit manchmal zwischen den Zeilen versteckter, geistvoller Satire. Es ist heute noch ein Vergnügen, in diesen Blättern zu lesen, die für unsere Landeskunde eine unererschöpfliche Fundgrube bilden. Geschichtliche Aufsätze, Lebensbeschreibungen bedeutender Appenzeller, geographische, naturwissenschaftliche, medizinische Abhandlungen, interessante Zusammenstellungen über Bevölkerungsbewegungen, über den Haushalt von Gemeinden und Staat, Vereins- und Gesellschaftsleben, überhaupt über alles Wissenswerte aus dem Kanton, findet sich da in bunter Reihe, ruhig abwägend und besonnen im Urteil, getragen von warmer Heimatliebe.

Als die politischen Wogen am Ende der Zwanziger Jahre in der Schweiz höher gingen, als die freisinnige, liberale Richtung ungestümer auf die Verwirklichung ihrer Wünsche hindrängte, gründete Meyer im Juli 1828 die *Appenzeller Zeitung*. Er hatte sich im Joh. Caspar Zellweger'schen Hause eine eigene Druckerei eingerichtet und sich aus England eine der damals neuen Schnellpressen kommen lassen. Die Verhältnisse waren im Kanton Appenzell für ein solches Unternehmen günstig. Denn während in den meisten Kantonen noch eine ziemlich strenge Zensur herrschte, hatte der gebildete und weitblickende Landammann Matthias Dertli von Teufen es im Rate zu verhindern gewußt, daß weitere Zensoren gewählt wurden. So fiel das Blatt gleich in seinen ersten Nummern durch sein frisches Draufgängertum auf; freudig trat es ein für Volksrechte und Freiheit; schonungslos, mit äzendem Hohne, rief es den wohlweisen Herren und einem verbohrten Pfaffentum die Maske ab, jubelnde Zustimmung bei den einen hervorrufend, bei den andern Entrüstung und Haß. Von Anfang an standen die schweizerischen Ereignisse im Vordergrund und weniger die appenzellischen. Landammann Dertli, der gegenüber Ratschreiber Scherer sich geäußert hatte, die neue Zeitung werde Lärm machen, hatte oft große Mühe, sie gegenüber den Vorwürfen der Tagsatzungsherrn und sogar gegenüber den Protekten ausländischer Gesandter zu verteidigen; denn die scharfe Kritik der „Appenzellerin“ machte auch an den Grenzpfählen der Schweiz nicht Halt. „Die Verkehrtheiten, mitunter auch die Ruchlosigkeit und Schändlichkeit höherer und untergeordneter Behörden schonungslos aufzudecken, mußte notwendig eines der ersten Geschäfte sein. Vor allen Dingen war und ist erforderlich, die herabwürdigende, niederträchtige und zugleich recht lächerliche Furcht vor dem Auslande, mit jeder nur möglichen Waffe zu bekämpfen. Diese Furcht ist der Rappzaun der schweiz. Regierungen, der überall ihrer Ohnmacht zu Hilfe kommen muß und auf dem Punkte war, den Nationalcharakter zu vernichten.“ Mitunter wurde die derbe Sprache auch Dertli zuviel, so wenn Meyer, gereizt durch Zollplakereien, die österreichischen Zöllner eine hungrige Bande nannte. Meyer wurde sogar obrigkeitlich gebüßt, und Dertli verwies ihm seine „Fuhrmanns Sprache“, was aber Meyer nur umso bissiger

machte. Es ist klar, daß seine Krankheit und Arbeitsüberlastung — er war oft Redaktor, Setzer, Drucker und Bacher in einer Person neben seinen amtlichen Verpflichtungen — oft schuld waren an seiner leichten Reizbarkeit. — Die Appenzellerzeitung wurde das führende Organ der jungen schweizerischen Liberalen im Kampfe gegen das veraltete System. „Kein Gebiet blieb ihr fremd, ob kantonale Verfassung, Bundesreform, Schulfragen, Strömungen in der reformierten und katholischen Kirche.“ Bedeutende Männer aus der ganzen Schweiz arbeiteten mit: der Luzerner Jurist Dr. Kasimir Pfiffer, der schlagfertige Professor Troxler, der junge St. Galler Gallus Baumgartner, gelegentlich auch der Führer der Zürcher Liberalen Dr. Paul Asteri u. a. Am nächsten stand Meyer der Thurgauer Pfarrer Thomas Bornhauser, der die Verfassungsbewegung im Thurgau in Fluß brachte. Von Anfang an waren diese Männer überzeugt, daß alle Neuerungen nur dann sich voll auswirken konnten, wenn sie in einer neuen eidgenössischen Bundesverfassung verankert waren. Schon im Eröffnungsartikel seiner Zeitung hatte Meyer geschrieben: „Einheit und Kraft werden so lange vermißt werden, als die jetzige Bundesakte (der Vertrag von 1815) lebt. Auch der beste Wille, selbst der Mehrzahl, müßte an dieser Klippe scheitern.“ In der ganzen Schweiz hatte die Zeitung ihre Abonnenten; bis nach Nordamerika und Brasilien wurde sie an Schweizer versandt, und wo die Zensur ihr hindernd im Wege stand, schmuggelte man sie in ganzen Ballen ein. Zuerst erschien sie, einen halben Bogen stark, wöchentlich einmal und brachte es 1831 bis auf wöchentlich vier Nummern. Meyer hatte die Freude, daß ihre Ideen im ereignisreichen Jahre 1830 in einem Kanton nach dem andern zur Verwirklichung gediehen. Die Zahl der Abonnenten stieg von 620 im Jahre 1828 bis auf 1120 im ersten Halbjahr 1831. Aber in dem Maße, als die Pressefreiheit in den regenerierten Kantonen eingeführt wurde und die neu entstehenden Zeitungen eine ebenso freie Sprache führen durften wie sie, nahm ihr Einfluß ab und mußte sie sich allmählich in die bescheidenere Rolle eines Lokalblattes fügen. Mit wachsamem Auge die auswärtigen politischen Bewegungen verfolgend, hatte die Appenzeller Zeitung bis dahin die innerkantonalen Vorgänge etwas stiefmütterlich behandelt, und doch war das, was im Anfang der Dreißiger Jahre in Appenzell A.-Rh. vorging, ein Bruch mit alter Ueberlieferung und der Beginn einer neuen Entwicklung. Noch immer galt hier das veraltete Landbuch von 1747 als Grundgesetz, trotzdem seine vielfach unklaren Artikel schon oft von der Regierung willkürlich und selbstherrlich ausgelegt und umgangen worden waren. Die Broschüre des jungen Arztes Dr. Titus Tobler „Der Rat am Falkenhorst“ mit ihrer scharfen Kritik des Landbuches weckte 1830 die Geister, die Revisionsfrage kam in Fluß, die Landsgemeinde 1831 beschloß, einer besonderen Kommission von 45 Mitgliedern die Aenderung der Verfassung zu übertragen. Es wurden dazu fast ausschließlich fortschrittlich und liberal gesinnte Männer gewählt, unter

denen die beiden Landammänner Nagel und Mes, die beiden Aerzte Joh. Heinr. Heim und Titus Tobler, der streitbare Pfarrer Walser und unser Meyer, „der viel gehudelte Mann“ (Tobler) hervorragten. Meyer hielt sich freilich, durch seine Presse allzu sehr in Anspruch genommen und schwer leidend, hier mehr zurück. Er gab seine Meinung jeweils kurz und bündig ab, legte nicht viel Wert auf schönen Vortrag; doch zog man den scharfsinnigen, wort- und federgewandten Mann gerne heran, wenn es galt, einen Entwurf oder eine Eingabe abzufassen. „Sein Wort galt; neben seinem Imperativ konnte sich nicht so leicht eine andere Meinung emporarbeiten“, urteilt Tobler. Die Arbeit der Kommission verlief ziemlich glatt; umso harziger ging die Annahme des Entwurfes durch das Volk. Eine erste Abstimmung 1831 verlief resultatlos; an der Landsgemeinde 1832 wurden von 23 Artikeln der revidierten Verfassung 21 angenommen, und Meyer wurde als Statthalter in die Regierung gewählt. Dann aber kam am 3. März 1833 jene böse Landsgemeinde, wo nach einem stürmischen Abstimmungskampfe mit häßlichen demagogischen Ausschreitungen nicht nur die zwei umgeänderten Artikel, sondern auch die im vorigen Jahre gutgeheißenen übrigen 21 Artikel verworfen und das alte Landbuch wieder bestätigt wurden. Für Meyer und seine Freunde war das ein schwerer Schlag, worüber auch der Sieg der liberalen Ideen in andern Kantonen nicht hin-

wegtäuschen konnte. Meyers Lungenleiden hatte sich mehr und mehr verschlimmert, die große Enttäuschung mag den Fortschritt der Krankheit beschleunigt haben. In früher Morgenstunde des 7. September 1833 erlöste ihn der Tod von einem langen Krankenlager. „Es war ein schönes Zusammentreffen, daß der Tod des männlichen Kämpfers für schweizerische Unabhängigkeit gerade auf den Tag fiel, welchen die Tagsatzung durch ihre kräftige Erklärung gegen die Anmaßungen des preußischen Gesandten in unsern Jahrbüchern verherrlicht hat.“ Meyer war es nicht mehr vergönnt, jene Landsgemeinde vom 31. August 1834 zu erleben, wo das Volk, durch die eifrige Tätigkeit der Revisionsfreunde im Ratssaal und in der Presse eines bessern belehrt, sein Unrecht von 1833 wieder gut machte und die neuerdings durchgesehene Verfassung endlich annahm.

Meyer war einer jener idealen Vorkämpfer seiner Zeit, erfüllt von den hohen und edlen Menschheitsgedanken, die ein Schiller in seine herrliche Sprache kleidete, uneigennützig, hingebend, von einem inneren Feuer, das schließlich in rastloser Tätigkeit den schwachen Körper verzehrte. Er gab sein Leben hin für eine Idee, und da verzeihen wir ihm gern seine Schwächen. Es tut unserer Zeit gut, den Blick auf solche Männer zu richten, die weder Parteieigennützig noch wirtschaftliche und mammonistische Interessen verhindern konnten, der Wahrheit die Ehre zu geben und die politische Sauberkeit stets zu wahren.

Die Sernf-Niedererbach-Kraftwerke.

Von Jug. Just Tobler, St. Gallen.

Im letztjährigen Kalender haben unsere Leser viel Interessantes in Wort und Bild darüber erfahren, wie sich die Bernischen Kraftwerke durch ihre gewaltigen Bauten an der Grimsel die Wasserkräfte der jungen Aare nutzbar gemacht haben. Heute können wir über eine in der Ostschweiz entstandene neue Kraftwerkanlage berichten, die wohl an Größe und Leistung mit den Werken im Oberhaslital nicht zu vergleichen ist, dafür aber aus verschiedenen andern Gründen besonderes Interesse verdient. Es sind dies die Sernf-Niedererbach-Kraftwerke bei Schwanden im Glarnerlande, kurz S. N.-Werke bezeichnet, durch welche unsere Nachbarstadt St. Gallen seit dem Spätjahr 1931 mit elektrischer Energie versorgt wird.

Unter den Kraftwerken, welche natürliche Wasserkräfte für die Erzeugung von Elektrizität ausnützen, lassen sich zwei nach ihrer Wirkung wesentlich verschiedene Arten unterscheiden, nämlich Laufwerke und Speicher- oder Akkumulier-Werke. Die ersteren nützen den mehr oder weniger gleichbleibenden Zufluß eines Stromes, Flusses oder Baches dadurch aus, daß sie dessen Arbeitskraft unmittelbar in elektrische Energie umwandeln. Solche Werke haben wir in besonders sprechenden Beispielen an unseren großen Flüssen, wie dem Rhein und der Aare, an welchen schon eine Anzahl großer Kraftwerke im Betriebe steht und immer noch neue erstellt werden. Neben

diesen sind in allen Teilen unseres Landes größere und kleinere Laufwerke in großer Zahl zu finden.

Die großen Stromwerke erzeugen elektrische Energie in bedeutenden Mengen, zeitweise sogar in solchem Maße, daß wir sie in unserem Lande gar nicht voll verwerten können und daher zu billigem Preise ins Ausland abgeben müssen. Und doch haben wir immer noch Mangel an Energie im Lande und müssen neue Werke bauen. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Die Ursache dazu liegt darin begründet, daß der Bedarf an elektrischer Kraft nicht nur über die verschiedenen Tageszeiten ganz ungleich verteilt ist, sondern ebensosehr auch mit den Jahreszeiten wechselt. Man muß nur bedenken, welche Anzahl von Beleuchtungskörpern abends für wenige Stunden eingeschaltet wird, während bald nachher nicht nur diese, sondern auch weitaus die Mehrzahl der während des ganzen Tages in den Fabriken und Werkstätten arbeitenden Maschinen außer Betrieb stehen. Und daß in den Wintermonaten viel mehr Licht und Wärme benötigt wird als im Sommer, ist wohl ebenso selbstverständlich. Die Flüsse richten sich aber leider nicht nach unsern Wünschen und wälzen ihre Wassermassen ohne Rücksicht auf Tages- oder Nachtzeit zu Tal, ja sie spenden uns meist gerade in den Wintermonaten, in denen wir ihre Hilfe am nötigsten hätten, am allerwenigsten Wasser.